

(Nachdruck verboten.)

16)

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Nur auf die paar erhöhten Momente kommt es an, in denen man überhaupt erst fühlt, daß man vorhanden ist — daß man lebt. Alles andere ist schal und ohne Inhalt. Und Sie — Sie fühlen wie ich. Auch Sie lieben den starken Trunk, der das Blut kreisen macht. Und Sie besitzen,“ schloß Kessler mit Nachdruck, „den Wagemut, zu leben.“

„Den Mut, unglücklich zu werden!“

„Es gibt nur diesen Mut — mit ihm hält man sein Glück.“

„Man kann sein Glück nicht halten!“ antwortete sie, und ein schwerer, glanz strahlte aus ihren Augen. „Wer sein Glück halten will, hat es schon verloren.“

„Liebes, liebes Fräulein, grüßeln Sie nicht! Kraftlose Seelen grüßeln, die anderen geben sich unbewußt der Lebensfreude hin. Unbewußtheit wünsche ich Ihnen — so viel Unbewußtheit, um aus dem Lebensbecher mit vollen Zügen zu trinken.“

Sie lachte hell auf.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie so schwärmen können.“

„Jeder Künstler ist ein Phantast und Schwärmer. Wer nüchtern ist, lasse beide Hände von der Kunst. Können Sie es sich vorstellen, daß man als ein nüchterner Mensch in die ragende Höhe baut?“

„Sie gefallen mir am besten, wenn Sie von Ihren Plänen sprechen,“ erwiderte sie statt aller Antwort. „Dann bekommen Sie etwas Freies und Offenes, das Ihnen so gut zu Gesicht steht!“

„Haben Sie denn etwas Falsches an mir bemerkt?“

„Ich weiß nicht — aber mir kommt es zuweilen so vor, als ob zwei Seelen in Ihnen stritten. Die eine ist rein und auf alles Große gerichtet — und die andere . . .“

„Die andere?“

„. . . ist schwankend und voller Heimlichkeiten.“ Und ganz nachdenklich setzte sie hinzu: „Ich glaube, Sie sind ein Mensch, immer bereit, in Kühnheit sich aufzuschwingen, und schwach und kraftlos, wenn er aus der Höhe fällt.“

Seine Miene verfinsterte sich.

„Das haben Sie erkannt?“

„Ich glaube, es erkannt zu haben.“

„So bewahren Sie mich vor dem Fall — Sie allein sind es imstande.“

„Wie vermag ich das?“

„Glauben Sie an mich fest und unerschütterlich. Ihr Glaube wird mich emportragen. Und nun frage ich Sie noch einmal, ob Sie mir diesen Abend schenken wollen.“

„Ich will — ja, ich will!“

Er drückte ihre Hand, daß sie leise aufschrie. . . .

Vierzehntes Kapitel.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Steinert keuchend und atemlos in Kesslers Zimmer trat.

„Ich bringe die Kaufverträge,“ sagte er, indem er sich jede Begrüßung ersparte und sich, ohne den Hut abzunehmen, erschöpft auf einen Stuhl niederließ. Er reichte Kessler die Papiere, in die dieser keinen Blick tat. Er wog sie nur, als ob er sein Schicksal in den Händen hielt.

Währenddessen wickelte sich Steinert mit einem großen roten Tuch den Schweiß von der Stirn. Und da Kessler schweigend durch das Zimmer schritt, unterbrach er die Stille mit den Worten: „Herr Baumeister, bitte um einen Schluck Wasser; ich glaube, ihn mir verdient zu haben.“

Kessler erwachte aus seinem Sinnen und maß mit einem sonderbaren Blick den kleinen Mann, der sich in diesen Tagen frampfhast abgehastet hatte und am Ende seiner Kräfte schien. Er sah aus wie einer der gehehten Menschen, die ein ganzes Leben lang wie närrisch dem Glück nachgelaufen sind und von ihm zurückgestoßen wurden, sobald sie es schon erhascht zu haben glaubten. Er kannte diese Leute. Sie gleichen abgetriebenen Wild, haben so etwas Erregtes und Gehehtes an sich, und es war eigentlich gefährlich, sich mit ihnen einzulassen. Sie waren unstill und sprachen fortwährend, sich selber über-

stürzend, in der Angst, es könnte ihnen wieder etwas durch die Lappen gehen.

Mit dem Instinkt des mißtrauischen Menschen erriet Steinert bei diesem Blick, was in Kessler vorging. Er lachte ein wenig gezwungen auf.

„Nein,“ sagte er, „Sie irren, ich habe mein Glück noch in zwölfter Stunde am äußersten Zipfel erhascht. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich lasse es nicht mehr los.“

„Selbstverständlich nicht,“ antwortete Kessler halb entschuldigend. Es war ihm unheimlich, daß dieser Mensch in seiner Seele lesen konnte.

Etwas pathetisch fügte Steinert hinzu:

„Baumeister, ich steige und ich falle mit Ihnen!“

„Man soll nie von seinem Falle reden,“ brach Kessler kurz ab. „Solche Vorstellungen sind häßlich und lähmend. Wir steigen — und damit basta!“

„Herr Baumeister, Sie sind ein Sonntagskind — sind unter einem guten Stern geboren — für Sie gibt es nur ein Steigen. Ich klammere mich an Sie fest.“

„Um Sie das getrost, ich trage Sie mit empor.“

„Wie mit der Laterne habe ich mein Lebtag einen Menschen mit Glück gesucht — ich wußte, daß ich ihn finden würde — dieses Bewußtsein hat mich aufrecht erhalten — war mein Glück.“

Er senkte tief auf.

Kessler stieß wider seinen Willen ein lautes Gelächter aus.

„Warum lachen Sie?“

„Ach,“ erwiderte er, „Sie sind eine zu komische Zwiebel! . . . Nein, Sie brauchen nicht beleidigt zu sein. Mein Lachen hat nichts Kränkendes für Sie. Sie ahnen gar nicht, in wie froher Stimmung ich bin, und wie gut es mir tut, daß Sie so fest und unerschütterlich an mich glauben.“

Steinert erhob sich auf einmal. Seine Haltung war wieder straff und seine Züge voller Energie.

„Herr Baumeister, wir müssen jetzt von Geschäften reden.“ Und eine unförmige, silberne Uhr aus der Westentasche ziehend, fügte er hinzu: „Es ist keine Zeit zu verlieren. Also wir müssen innerhalb achtundvierzig Stunden fünftausend Mark für die Stempelposten und was sonst drun und dran hängt, aufbringen.“

„Ja, wie denn?“ fragte Kessler entsetzt. „Soll etwa der Kauf daran scheitern?“ Kessler packte den kleinen Mann an den Schultern. „Menschenskind, wo soll ich fünftausend Mark aufreiben! . . . Die Geldgeschäfte, dachte ich, würden von Ihnen erledigt.“

„Gewiß, darin haben Sie vollkommen recht! Aber doch erst von dem Momente an, wo Sie wirklich der Besitzer von Grund und Boden sind. Ich muß doch eine Basis haben, um bei meinen Geldleuten in Aktion treten zu können . . . das müssen Sie doch einsehen!“

Kessler entgegnete kalt:

„Es scheint mir ganz belanglos, ob ich das einsehe oder nicht. Es kommt nur darauf an, die fünftausend Mark zu schaffen.“

„Selbstverständlich!“

Steinert war ganz eingeschüchtert von diesem Tone.

„Ich bin ja zu dem Zwecke heraufgekommen, um mit Ihnen zu beraten. Verlassen Sie sich darauf, die fünftausend Mark werden da sein! Sie dürfen nur nicht gleich so hitzig werden! Man muß sich doch aussprechen!“

„Daran werde ich Sie nicht hindern.“

„Gut, so sagen Sie mir, ob Sie irgend einen kapitalkräftigen Freund oder Bekannten besitzen?“

Kessler war wütend.

„Sie sind ein Schafstopf!“ sagte er gereizt, „dann brauchte ich Sie doch nicht!“

Steinert ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Das ist ein großer Irrtum,“ erwiderte er. „Es ist sehr schwer, für sich selbst jemanden um Geld anzugehen, während man durch eine Mittelsperson . . .“

„Also, ich besitze keinen derartigen Bekannten,“ schnitt ihm Kessler ichroff das Wort ab.

„Doch Sie besitzen einen solchen Bekannten,“ fuhr Steinert unentwegt fort, indem er sich die Hände rieb.

„Und wer wäre das? . . .“

„Der Staatsanwalt von Drenkwitz.“
 „Ich glaube, Sie sind von Sinnen!“
 Steinert lächelte demütig. Er schien an Aufrichtigkeiten gewöhnt.

„Ich danke für das Kompliment, Herr Baumeister. Im übrigen war ich noch nie so klar. Es würde einen ausgezeichneten Eindruck machen, wenn unser erster Geldgeber der Staatsanwalt v. Drenkwitz wäre. Ich wiederhole: einen ausgezeichneten Eindruck! Das würde alle weiteren Operationen wesentlich erleichtern. . . . Im übrigen habe ich erfahren, daß es Herrn v. Drenkwitz ein Leichtes wäre, die paar tausend Mark abzustößen.“

„Abzustößen?“
 „Nun ja — — das ist so ein technischer Ausdruck!“
 „Ich erkläre Ihnen also, daß Staatsanwalt v. Drenkwitz in dieser Sache vollständig ausscheidet.“
 Steinert zog den Rücken krumm.

„Schade . . . jammerschade!“ sagte er mehr für sich.
 „Drenkwitz würde mich auch nie in einer Sache unterstützen, die auf so schwachen Füßen steht.“

„Ja — was ist da zu tun?“
 „Wir werden eben die Kaufverträge nicht abschließen und unser Projekt fallen lassen müssen.“

„Herr Baumeister, das kann Ihr Ernst nicht sein.“
 „Mein unerschütterlicher Ernst.“
 „Es muß sich doch ein Ausweg finden lassen. Es muß ein Mensch da sein, der uns mit diesem Lumpengeld aus der Patsche . . .“

Er kam nicht zu Ende. Auf der Schwelle erschien Herr Freitag, der schüchtern stehen blieb, als er den ihm fremden Steinert bemerkte.

„Ich wollte nur fragen,“ sagte er zaudernd, „wie es mit meiner Sache steht.“

„Bitte, wollen Sie nicht näher treten!“ antwortete Kessler höflich.

„Herr Steinert — Herr Freitag!“ stellte er kurz vor.

„Wenn ich störe,“ sagte Herr Freitag gemessen, „so würde ich ohne weiteres . . .“

„Sie stören nicht im mindesten,“ erwiderte Kessler — „nehmen Sie nur Platz.“

Herr Freitag setzte sich steif und würdevoll.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Scherenschleifer.

Skizze von Karl Basse.

„Was soll heut werden, Mann? Der Abend ist nahe.“
 Ein Fluch war die Antwort. Dann hielt der Karren, der Biehhund streckte sich müde in den Staub der Straße.

„Wie viel sind's?“
 Die Frau zählte bedächtig. Mit stumpfem Gesicht sah der Mann zu.

„Fünf Groschen. Für den ganzen Tag. Hast Du einen Schnaps?“

Grimmig lachend holte er die leere Flasche vor.
 „Trink Du und der Teufel, wenn Du noch einen Tropfen 'rausholst. Der Hund läßt auch die Zunge hängen. Er frißt Gras — es wird Regen gegen. Wir können die Nacht nicht draußen bleiben.“

Die Frau wandte sich nach dem Städtchen zurück, das sie eben verlassen hatten.

„Anausser!“ drohte sie und hob den Arm. „Geifer kann man sich fragen und es ist nichts. — Das Geld reicht zum Nachtquartier.“
 „Aber nicht zum Essen. Wenn der Waldwirt uns nicht auf den Heuboden läßt, steck' ich ihm die ganze Bude an.“

Prüfend blickte das Weib unter dem breitkrämpigen Strohhut umher. In der Straße, die sie hinabziehen mußten, lagen noch einige dürftige Häuser.

„Versuchen wir's dal' Arm hilst arm am liebsten!“
 Der Mann zuckte die Achseln. „Für das, was die zu schneiden haben, sind die Messer scharf genug.“

„Aber vorbei müssen wir immer. Auf, Sektor — los, Mann!“
 Müde bellend erhob sich das Tier. Der Mann legte den Zugriemen über die Schulter, und langsam ging es so weiter.

Die Häuschen kamen näher. Der Karren hielt von neuem.
 „Messer — — Scheren . . .“ schrie die Frau langgezogen und eintönig . . . „alles sauber, wie neu . . . Scheren . . . schleifen . . . Messer . . . schleifen.“

Sie wiederholte es mehreremal. Niemand ließ sich blicken. Der Mann hatte eine alte Klinge herborgeholt, setzte das Tretrad in Bewegung und hielt den Stahl gegen den sich drehenden Stein, daß die Funken stoben. Vielleicht sammelten sich bei dem Geräusch wenigstens die Kinder.

Und richtig: bald lugte eine barfüßige Dirne von vielleicht vier-
 zehn Jahren aus einer Haustür und kam langsam näher.

Der Scherenschleifer trat einen Augenblick nicht, er hob den Blick und sagte: „Loop mal zu din Modder, min smut Deern, und sech ihr, dat it da bünn!“

Das Mädchen lachte verlegen und schüttelte den Kopf.
 „Hast recht,“ sprach die Frau, „man braucht hier erst nicht zu fragen. Wo der Hunger wohnt, das sieht man von außen.“

Dabei nahm sie feufzend den Drahting in die Hand, auf den sie die Scheren, die ihnen anbertraut wurden, zu ziehen pflegte, und wollte die Nachfrage beginnen.

Aber der Mann warf plötzlich die Klinge in den Kasten zurück.
 „Laß mal sein, Alte. Zu tun hab' ich doch nichts. Geh Du mal in die beiden Häuser und ich geh' in das. Gibt's kein Geld, gibt's ein Stück Brot. Brauchen können wir beides.“

Er sah noch einmal das Mädchen an und schritt langsam dem einen Hause zu.

Die Haustür stand offen und die Stubentür auch. Kläffend fuhr ihm ein Köter entgegen.

„Ruhig, Menne!“ rief eine harte Stimme. Und vom Fenster, das nach dem Hofe hinausging, kam eine Frauensperson, um zu sehen, was es gebe.

Sie hatte die Scheiben abgeseift und das Fensterbrett und hielt den nassen, dampfenden Lappen noch in der Hand. Ihr Haar war verwirrt. Sie ging barfuß, in derben Holzpantoffeln, und hatte den Rod geschürzt, daß er dauschig um die Hüften lag.
 „Messer . . . Scheren . . . sauber, wie neu,“ begann der Scherenschleifer.

Aber sie unterbrach ihn rasch: „Brauchen wir nicht, Mann. Das geht auch an der Schwelle und es spart einen Groschen.“

„Frau,“ wollte er von neuem anfangen.
 Doch sie schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Ihr seht, daß ich zu tun hab'.“ Zweimal predigt der Pastor nicht: ich hab' keine Arbeit für Euch!“

Stumpf nickte er vor sich hin. Er wollte schon gehen, als er sich erinnerte, daß sie beide solchen Hunger hatten.

„Wenn's nur ein Stück Brot ist! Für ein gutes Stück Brot schleif' ich Euch, was Ihr wollt, Frau.“

„Macht, daß Ihr fortkommt!“
 Achselzuckend drehte der Scherenschleifer sich um. Aber er war noch nicht an der Haustür, als er hinter sich drein rufen hörte: „Geda . . . Mann!“

Und als er zurückkam, trocknete die Frau sich die nassen Hände an der Schürze und sagte: „Auf ein Stück Brot soll mir's nicht ankommen. Wartet mal!“

Sie nahm einen Laib Schwarzbrot aus dem Schranke und schnitt ein tüchtiges Teil davon ab.

„Hier! Und laßt es Euch schmecken. Aber nun schert Euch davon!“
 „Danke auch schön, Frau!“

Dabei sahen sie sich an. Und plötzlich, mit viel weniger harter Stimme, als vorhin, fast unsicher, sprach das Weib: „Wir haben noch Zweisehgenmus. Es taugt nicht mehr viel und ist vom vorigen Jahre. Aber beides zusammen geht besser 'runter als das trodene Brot allein.“

Der Scherenschleifer sagte nichts. Er blickte die Frau, die den Mustopf herholte, nur an. Die Frau strich ein paar Stullen. Dazwischen schielte sie stets zu ihm hin. Sie schien mit einem Entschlusse zu ringen.

„Rehmt es nur,“ sprach sie. „Mir ist immer, ich muß Euch kennen.“

„Und ich Euch!“ Die Stullen blieben unberührt. „Ist das . . . Euer Kind da draußen?“

„Die Lise? Nu natürlich.“
 „Wen hast Du geheiratet, Anne?“

Alle Stumpfheit war aus dem Gesicht des Scherenschleifers gewichen. Seine Augen wurden fast glänzend.
 Wie ein Schlag und ein Bittern durchließ es das kräftige Weib.
 „Johann . . . Klatt . . . bist Du der . . . Johann?“

„Nu ja, ja, das wird wohl so stimmen.“
 Ihre harten, sorgendurchsüchten Züge wurden weicher. Eine leichte Röte stieg in ihr Gesicht.

„Ist es die Möglichkeit . . . der Johann . . . was machst Du denn? Wie geht's denn? Lieber Gott, wie lange ist denn das her . . . damals, als wir zuletzt . . .?“

Sie wurde noch röter. Er sah es und schmunzelte.
 „So an die zwanzig Jahre, Anne. Ach, Du mein — da war man . . . ein anderer Kerl. Und Du warst . . . ein schmutzes Mädel!“

„Ja, ja . . . und zuerst hatten wir doch noch Konfirmandenunterricht . . . Mittwoch und Sonnabend.“

„Bei Pastor Hübner,“ sagte der Scherenschleifer und nickte.
 „Aber später war es noch . . . besser. Wenn wir beide getanzt haben, Anne . . . da flogen man die Röde sol' Und nachher — —“

Sie stand plötzlich auf.
 „Ich will Dir einen Schnaps holen, Johann. Selbstgemachter! Mein Mann trinkt ihn gern. Ich hab' doch den Maurer geheiratet — befinnst Du Dich? Den Maurer-Anton!“

Rasch war sie verschwunden. Es dauerte ziemlich lange, ehe sie zurückkam mit Glas und Flasche.
 Verwundert sah er sie an.

Sie hatte das Haar geordnet und den Rod heruntergefaßt. Auch ein Schleifchen hatte sie vorn angesteckt.

„Ein armes Weib kann nicht immer gepußt gehn. Als Mädchen war das anders.“
Er seufzte. Lange blickte er sie an, goß den Schnaps ein, trank ihn aus.

„Es war doch besser so, Anne . . . So gern man sich hatte!“
„Das war's wohl,“ sagte sie. Ihre Hände waren vom heißen Wasser, mit dem sie gefeuert, noch etwas gedunsen. Sie wickelte sie in die Schürze.

„Aber beim Abschied war mir doch . . . ganz dämlich zu Mut. Weißt noch?“

„An der Kirchhofspforte. Die anderen suchten mich noch.“
„Ja, sie waren höllisch hinter Dir her. O je, warst ein schändliches Mädel! Und küssen konntst Du . . .“

Sie lachte verschämt.
„Wenn ich nur ein bißchen Geld gehabt hätte, wär's jetzt anders. Nu ja, ja . . . ich hätt' Dich geheirat'et. Aber es war gut . . . sonst konntst Du jetzt die Landstraße lang treden und Scheren einsammeln.“
Die Frau seufzte.

„Da siehst man doch die Welt. Hier gibt's nur Arbeit den ganzen Tag.“

Der Scherenschleifer nickte vor sich hin.
„Ich muß jetzt . . . wohl gehn, Anne. Draußen . . . steht meine Frau. Adje auch!“

„Adje, Johann. Na, willst Du denn die Stullen nicht mitnehmen? Ist ja von einer alten Bekannten.“

Er hatte einen scheuen Blick und schämte sich. Die Frau jedoch drückte sie ihm in die Hand.

„Und wenn Du wieder mal vorbeikommt — —“
„Komm ich ran. Adje, Anne — war doch ganz anders früher.“

„Ganz anders, Johann. Nu adje!“

Sie sah ihm nach, sie schürzte die Röde von neuem, sie nahm die Schleiße ab. Dann wollt' sie mit dem Abfeisen der Fenster wieder beginnen. Schon hatte sie den Lappen eingetaucht und ausgegondelt, als sie ihn plötzlich wieder in den Eimer zurückfallen ließ, sich setzte und die nassen Hände vor's Gesicht schlug.

Sie war so hart in eintöniger Arbeit und Plage geworden, sie hatte das freie Glück der Jugend und die jubelnde Lust ihrer Mädchentage so lange vergessen — da kam heut Johann Klatt an ihre Tür, wie ein Vögel aus versunkenen Fernen.

So sah sie, fast zusammengefunken, ein paar Minuten. „Heulerei!“ brummte sie dann und fuhr sich energisch mit dem Handrücken über die Augen. Und dann scheuerte sie, daß ihr die Arme weh taten. —

Der Scherenschleifer zog dertweil mit seinem Hund, seinem Weib, seiner Karre weiter — der Waldschenke zu. Mit gebugtem Haupt war er aus der Tür getreten. Seine Alte hatte gemurrt, wo er so lange bleibe. Doch als sie die Stullen mit Zwetschgenmus sah, leuchteten ihre Augen auf.

Und mit einemmal hob auch ihr Mann den Kopf. Man trittete so hin, Jahre, Jahre, Jahre . . . immer daselbe Einerlei, . . . immer stehen und schleifen. Und heut, da war's, als wär' etwas Helles, Sonniges durch die graue Lede geschickt . . . etwas . . . etwas Wunderschönes. Und es war doch eigentlich gar nichts.

„Mutter,“ sagte er, „hier hast Du das Brot. Ist es auf und gib auch dem Hektor was!“
„Na und Du?“

„Ich bin drinnen schon satt geworden. Einen Schnaps hab' ich auch gekriegt. Ach was, immer feste . . . Was meinst Du, Alte, wenn's fein muß, ziehn wir den Karren noch ein paar Meilen weiter!“

Und lustig, ob auch mit halb heiserer Stimme, sang er:

„Ich bin ein Scherenschleifer
Und ach! den freien Stand,
Schrum heididi, schrum heidada
Wohl auf und ab im Land!
Ach, Scherenschleifer, komm' er rein,
So spricht manch schönes Jungfräulein, —
Schrum heididi, schrum heidada,
Was mag zu schleifen sein?“

Fassunglos hatte sein Weib zugehört.
„Mann!“ rief sie — „was ist denn los mit Dir? Seit Jahr und Tag singt er nicht mehr und heut, bei fünf Groschen — nu soll doch ein Mensch sagen!“

Aber der Scherenschleifer lachte laut: „Mir ist heut mal so singrig . . . Schrum heididi, schrum heidada — sing man ruhig mit, Mutter!“

Und so geschah's. Vor ihnen lag das Abendrot und fiel durch die Baumvipfel auf den Weg, den sie singend, mit dem Hund und dem Karren, entlang zogen . . . zum Nachtquartier in der Waldschenke. —

Kleines feuilleton.

-ft. Spaken. (Nachdruck verboten.) Die Spaken sind geschäftiger denn je, und welches Männchen das Glück hat, führt die Braut heim — in ein fremdes Nest. Doch ich will nicht lauter Graukittel im Garten und am Hause haben; die sorglich hergerichteten Schlupfwinkel sollen den Sängern dienen. Weil aber unsere Gedanken für Freund Spaz völlig zollfrei sind, so habe ich zwei zudringliche Kerle sechs mal aus dem Starkasten getrieben, und als

sie noch nicht weichen wollten, ihnen eins auf den Bels gebrannt. Da ist Frau Späkin das Opfer geworden. Ist's auch recht, so einen kleinen Spitzbuben aus der sonnigen Geiterkeit zu vertreiben? Noch blide und höre ich in den Frühlingsjubel, da kommt auch schon der Spakenwitwer mit einer neuen Madam abermals zu dem ihnen versagten Nest am Fenster geflogen. In knapp fünf Minuten Verlust, Trauer, Tröstung und neues Leben! Das ist empörend, und da nun einmal ein Spakenest dicht am Fenster unangenehm werden kann, so wird auch der männliche Eindringling einen Denzettel erhalten. Das Schrot — fliegt und eine Witwe flattert nach zwei Minuten langer Ehe davon. Nun ist's aber genug des gewaltigen Einschreitens! Ich drehe mich abermals der Sonne zu. Da ploguch ist auch schon ein neues Zwitschern am Fenster. Diesmal ist Frau Späkin bereits mit einem neuen Galan angezoddest gekommen.

Mein Nachbar schmaudt sein Pfeischen am Gartenzaun und hört schmunzelnd diese Spakengegeschichte.

„Was ich, Pappo,“ fragt sein Ahtjähriger, „selle Sach tue nur die Spake — gell?“

Der „Pappo“ zwinfert mir zu, und die Acuglein glihern vor verschämter Klugheit unter den Fettpolstern.

„Pappo sag! Das mache doch nur selle Spake?“ forscht der wissensdürstige Sohn aufs neue.

Da tut der Herr des Hauses noch einen tiefen Zug und sagt: „Nittemal, Albertle, nittemal! 's ich noch ein Vogel da, der selle Sach gelegentlich fertigtbringt; aber sellen lernschicht erst später lenne. Man heißt ihn: homo sapiens. Weißt?“ —

wr. Schlamassel. — Schlemihl. — In Berlin hört man oft das Wort Schlamassel in irriger Weise auf Personen angewendet. Dies ist wahrscheinlich auf eine Verwechslung mit Schlemihl zurückzuführen. Das Wort Schlamassel entstammt der jüdischen Gaunersprache, sein zweiter Teil entspricht dem jüdischen Raffal, Glucksstern, das als Masel, Raffel in der Gaunersprache übtich ist. Ob der erste Teil das verneinende hebräische schello oder an das deutsche schlimm angelehnt ist, dürfte kaum zu entscheiden sein. Schello Raffal würde also soviel wie Unglück heißen. In seinen nach Ort und Zeit verschiedenen Anwendungen findet man für Schlamassel folgende Bedeutungen: böser, verdrießlicher oder schmutziger Handel, widriger Zustand, Mißgeschid, arge Verwirrung, Gemengsel, Plunder, widersliche und sogar schlammige Masse. Eine Reihe dieser angeführten Bedeutungen erklären sich aus der Beziehung, in die man das Wort zu Schlamm brachte. So kommt es in der Form von Schlamaster in der Bedeutung von sumpfigem, von Regen aufgeweichtem Boden vor. In den Redensarten, in denen man das Wort antrifft, wird es in allen drei Geschlechtern gebraucht, auch in der Mehrzahl, meistens aber wendet man es wohl männlichen Geschlechtes an, wenigstens in Berlin.

Aus der Gegend von Ulm bringt Wander in seinem Sprichwörter-Lexikon: einen in a Schlamaz bringen, einem aus der Schlamaz heraus Helfen. Ferner verzeichnet er: in die Schlamassel kommen. Daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß man auch an das deutsche „schlimm“ gedacht haben kann, zeigt das jüdisch-deutsche Sprichwort: Wenn ein Schlimm-Massel kommt, so kommt es nit allan. Wenn das Unglück einmal kommt, so kommt es in vollem Zuge.

Dem Worte Schlemihl begegnet man oft in der Volkssprache, ohne daß viel Hebles dabei gedacht wird, in der Bedeutung: Träumer, Schelm. Auch dieses Wort entstammt der jüdischen Gaunersprache und bezeichnet einen Dümmling, einen ungeschickten Menschen, einen Pechvogel. Der bekannte Held des Chamisso'schen Märchens, Peter Schlemihl, der unbeholfene Träumer, der von verträgschuldetem und unverschuldetem Mißgeschid verfolgt wird, trägt also einen sehr bezeichnenden Namen. Die jetzige Schreibung des Wortes stammt wahrscheinlich von Chamisso her. Denn in dem Sprichwort: „Wenn es noch so viele Schlemielim gibt, was hilft es mir?“ sieht man eine andere Schreibung, und zwar ist die lang zu sprechende Endung „im“ das Zeichen für die Mehrzahl im Hebräischen.

Die Verwechslung von Schlemihl und Schlamassel hat wahrscheinlich ihren Grund darin, daß ein Schlemihl sich so oft im Schlamassel befindet und dann auch selbst beinahe zu einer widerwärtigen Sache, einem Schlamassel, wird. —

Kunst.

es. Lesser Urth, der bei Keller u. Meiner ausstellt, ist ein unglückseliges Temperament. Es zerrinnt ihm sein ganzes Malen. Etwas eigentümlich Passives ist in seiner Natur, etwas Auflösendes, Verschwimmendes. Es ist, als flüchtete er angstvoll vor den Dingen und ließe sich nicht die Ruhe, den Erscheinungen auf den Grund zu gehen.

Man kann hier den Weg verfolgen, den Urth genommen hat. Von den kleinen, stimmungsvollen Interieurzeuhen (im Café z. B.), die malerisch einfach und groß gesehen sind, von den gründlichen Arbeiten der früheren Zeit (einige Kinderbilder, Gruppen), die noch in der Wirklichkeit verbleiben und festhaften an dem Licht und an der Luft der Erde, löst er sich plötzlich los und will versuchen, seinen eigenen Weg zu gehen. Dieser Weg teilt sich in drei Linien, die miteinander Verührungspunkte haben.

Auf dem einen Wege kommt er zu scharf und eindringlich kontrastierenden Farbenflächen, zu dekorativen Landschaften. Abendsonne, gelbliches Himmelslicht, dunkle Wälder wie schwere Massen wirkend, tief unten ein leuchtender See oder ein heller, grüner Weg. Alles

in markanten Linien prägnant gegen einander gestellt, auf eindringliche Wirkungen ausgehend.

Der zweite Weg läßt ihn den Reizen der Farbe folgen. Er löst hier alle Konturen auf. Es fehlt jeder innere Halt. Es fehlt das Gerippe. Die Farben — manchmal sind es ganz auffallend ordinäre — hängen buchstäblich in der Luft. Bäume, die wie bunte Bindfäden aussehen. Einmal erreicht er allerdings damit eine prächtige Wirkung: Vor vor einem Schneeberg, so leicht und farbig wie ein japanischer Holzschnitt, von hellem Glanz. Man merkt wohl, wohin er strebt: Illusionische, phantastische Wirkung.

Drittens will Ury Ideenmalerei großen Stils. Es läßt sich nicht leugnen, in seinem Jerusalem ist Größe. Größe der Naturstimmung in dem unendlichen Sternenhimmel, unter dem tief unten auf der Erde Jeremias kauend liegt.

Die meisten werden bei Lesser Ury geneigt sein, einer rein persönlichen Entwicklung alles zur Last zu legen. Das geht bei Ury ganz leicht und ist das Nächstliegende. Zunehmende Schwäche des Sehvermögens, daher stark kontrastierende Farben einerseits, andererseits zerfließende Haltlosigkeit, wo er die Farben auflöst. Die Monumentalmalerei bedeutet dann ein letztes Aufraffen, ein gezwungenes Zusammenpressen des Willens, der zu Schöpfungen großen Stiles drängt, wobei das jüdische Temperament mitspricht und die Wege weist. Jedoch, das bliebe alles nur persönlich. Es erklärte nur die Tatsache. Uns aber interessiert die Person nur, wenn sie Träger einer allgemeinen Idee ist, wenn Zeitströmungen sich in ihr konzentrieren. Dies möchte ich in folgenden andeuten.

Es ist bedauerlich, daß Lesser Ury sich nicht mehr in Jucht nimmt. Denn trotz allem glaube ich, daß, so fremd seine Art auch ist, so viel Schwächtliches auch darin enthalten sein mag, dennoch gewisse neue Werte aus ihr zu schöpfen sein werden. Nicht nur, daß eine sich so rückhaltlos bis zu Ende auswirkende Persönlichkeit — landläufig wird man das mit „pathologisch“ und „degeneriert“ abtun und wohl auch von Defekten reden — psychologisch interessiert, da wir in unserer an Individualitäten so armen und an schablonenhaften Charakteren so reichen Zeit die Vorliebe für das „Normale“ notgedrungen verlieren müssen, ich glaube auch, daß hier malerisch ein neuer Drang zum Durchbruch kommen will. Es steht dies in einer Linie mit den Erfahrungen, die ein aufmerksamer Besucher der Kunstsalons machen konnte. Das ewige Wiederholen impressionistischer Motive reizt oft den Maler nicht mehr. (Ich spreche nicht meine Ansicht aus, ich referiere nur objektiv.) Die impressionistische Malweise läßt ancheinend Fähigkeiten lahmliegen, die tätig sein wollen. Daher auch hier bei Ury das Streben nach großzügiger, monumentaler Malerei, Ideenmalerei, wenn man will. Daher auch die Vorliebe für die dekorativ gewertete Landschaft, in der große Flächen stark kontrastieren. Daher auch das Persischen der Farbe, die Freude an den Farbenflecken als solchen, denen der zeichnerische Halt fehlt. Es scheint mir demnach richtig, eine abwartende Haltung einzunehmen. Was sich hier äußert, scheint mir nicht nur Ury persönlich und allein anzugehen. Es sind vielleicht Momente von allgemeiner Bedeutung. Vielleicht bringt sie Ury zur Geltung. Vielleicht auch ist er nur zeitweiliges Mittel, es fehlt ihm die Kraft, und andere führen das Wort fort. Jedenfalls scheinen es mir zeitliche Strömungen, an deren Beginn wir hier stehen, und diese allgemeine Bedeutung möchte ich bei Ury herausheben.

Aus dem Tierleben.

— **Zahme Rehe.** Der „Kölnischen Volkszeitung“ wird von einem Forstmann geschrieben: Die Zähmung von Rehwild bis zu der Zutraulichkeit von der Art der Haustiere ist keine allzu schwierige Sache. Sie gelingt fast immer, wenn man das junge Reh etwa im Alter von einigen Tagen oder Wochen selbst mit der Flasche aufzieht. Das Aufziehen selbst ist ebenfalls sehr leicht, da die Tiere die Flasche nach ganz kurzem Bemühen fast ausnahmslos gern annehmen und prächtig dabei gedeihen. Ich habe sehr viele vollständig zahme Rehe gesehen und auch wiederholt selbst solche aufgezogen und lange Zeit hindurch gehalten. So wurde mir vor etwa vier Jahren ein zwei bis drei Tage altes Kitzböckchen gebracht (aus dem freien Reviere). Dasselbe entwickelte sich, mit gewärmter Ziegenmilch ernährt, ganz vorzüglich, sprang seinen Pflegern behend auf den Schoß und lief frei im Hause und im Garten umher. Schwieriger war es, den von mir gehaltenen Jagdhund, welcher hauptsächlich zur Rehjagd gebraucht wird, auf einen freundschaftlichen Fuß mit dem Pflegling zu bringen. Der Hund zeigte sich zunächst sehr eiferfüchtig auf den jungen, von der ganzen Familie gehätschelten neuen Zögling; er gewöhnte sich aber bald an das Böckchen. Aus einem vornehmen Ignorieren des Kitzens wurde bald ein freundschaftliches Verhältnis, und schon nach etwa zwei Monaten schliefen Hund und Reh in derselben Hütte und fraßen aus derselben Schüssel. Der Hund warf sich sogar förmlich zum Beschützer seines neuen jungen Freundes auf. Als nämlich einst ein fremder Hund in den Garten gedrungen war und das junge Reh bei der Schle gepackt hatte, stürzte mein Jagdhund auf den Eindringling los und würgte ihn so heftig, daß ich nur durch scharfes Zuschlagen das Leben des Fremdlinges retten konnte. Von dieser Zeit wurde das Tier noch zutraulicher gegen die Menschen und verließ kaum die nächste Umgebung des Hauses. Im Hause lief es frei durch alle Zimmer; war es hungrig, so meldete es sich so lange durch Biegen vor der Zimmertür, bis seine Pfleger ihm Nahrung brachten. Von niemand anders als den Mitgliedern der Familie ließ es sich anrühren. — In Kärnten habe ich in einem Dorfe der

Saualpe eine zahme Rehgeiß gekannt (ebenfalls mit der Flasche aufgezogen), die lange Jahre hindurch stets im Winter bei einem Kleinbauern auf dem Hofe sich aufhielt und an Zutraulichkeit von keinem Haustiere sich übertreffen ließ. Bei der ersten Schneeschmelze im Frühling verließ das Tier regelmäßig den Hof und brachte den Sommer in den nahegelegenen Forsten zu. Durch Halsband und ein kleines Glöckchen war es kenntlich gemacht. Diesem Reh bin ich, damals als Forstmann in jenen Revieren tätig, zweimal vier bis fünf Kilometer von seinem Winteraufenthalt entfernt im Forste begegnet, ohne aber daß es mich hätte näher kommen lassen. Dieses Reh hat zweimal im Spätherbst ein Kit mit aus den Sommerferien gebracht, die aber nicht bei dem Hofe und der Mutter ausjagten. —

Medizinisches.

hr. Die Zunahme des Plattfußes. Der Plattfuß ist eine Krankheit, die vorwiegend im jugendlichen Alter in die Erscheinung tritt; die Fußsohle hat dabei ihre natürliche Wölbung verloren und ist abgeplattet. Das Leiden ist meist recht schmerzhaft. Neuerdings wollen nun manche Aerzte eine Zunahme des Plattfußes beobachtet haben und sie beschuldigen hierfür die Mode der spitzen Stiefel. Auch der bekannte Orthopäde Prof. Müller in Stuttgart weist diese Möglichkeit nicht von der Hand. Da der spitze Stiefel die Fußspitze nach außen drückt, so könnte dies für die Entstehung des Plattfußes wohl von Bedeutung sein. Nun muß man jedoch berücksichtigen, daß man das Leiden aber gerade häufig bei den arbeitenden Ständen antrifft, bei jugendlichen Fabrikarbeitern, Bäcker- und Stellnerlehrlingen, bei welchen das Tragen von spitzen Schuhen doch wohl nicht die Regel ist. Von größerer Bedeutung dürfte das soziale Moment sein: Zu schwere und zu anhaltende Arbeit, namentlich im Stehen ausgeübt, bei jungen Leuten, bei welchen das Knochenwachstum noch nicht widerstandsfähig genug ist, um Verdrehungen Widerstand zu leisten. Auch die Statistik bestätigt diese Tatsache, in Fabrikorten trifft man mehr als fünfmal so viel Plattfüße wie in ländlichen Gegenden. Von dem Zeitpunkt an, wo die Kinder zur Arbeit in den Fabriken herangezogen werden, steigt die Zahl der Plattfüße sehr schnell. Die Behandlung besteht in dem Einlegen von Plattfußsohlen aus Nidelblech; die Sohlen sollen aber für jeden Patienten eigens angefertigt werden. —

Humoristisches.

— Der zornige Knicker. „Hab' ich eine Wut in mir!... Hätt' ich nur gleich was recht Williges bei der Hand — kurz und klein tät' ich's schlagen!“ —
— Aus dem Gerichtssaal. „Sie sind beschuldigt, zum Kläger gesagt zu haben: „Der Teufel soll Sie holen!““ „Gesagt hab' ich es — es war aber nur ein „frommer Wunsch!““ —
— Ueberräufung. Bräutigam (einige Tage vor der Hochzeit zu seiner Braut): „Das eine darf ich Dir nicht verschweigen: ich trinke ab und zu ein Gläschen Bier sehr gerne und verschmähe auch gelegentlich ein Schnäpsschen nicht!“ Braut: „Ra und J h e r s t!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Einen vernünftigen Paragraphen enthalten die Satzungen des Volks-Schiller-Preises: „Werke eines schon einmal mit einem Preise ausgezeichneten Schriftstellers bleiben von einer ferneren Preisverteilung ausgeschlossen.“ —
— Die nächste Premiere im Neuen Theater ist Shakespeares „Sommerachtsraum“, der mit der vollständigen Musik von Mendelssohn zur Aufführung gelangt. Die Entwürfe zu den Kostümen stammen von Karl Walser. —
— „Traumulus“ ist ins Russische übersetzt worden. —
— Die Nachricht, Antoine werde das Odéon übernehmen, ist falsch. Der Vertrag des bisherigen Direktors läuft noch bis 1900. —
— In der städtischen Mädchenschule Nürnbergerstr. 63 wird Dr. Th. Platau Mittwochs von 8-9 Uhr abends (Beginn 25. Januar) über „Theorie der Stimmgebung“ sprechen. Der Besuch der Vorträge ist unentgeltlich. Schriftliche Meldungen an die Direktion der Academie für Sprech- und Vortragkunst in Rede und Gesang: Berlin W., Liezenburgerstr. 14. —
— Emil Orlik soll als Lehrer für die Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums gewonnen sein. —
— Professor Abbe sollte für Zwecke der Wissenschaft eine Million hinterlassen haben. Dem wird eifrig widersprochen und bemerkt, Abbe habe im Jahre 1889 sein ganzes Vermögen der Carl Zeiss-Stiftung überantwortet und sich seitdem mit einem ganz bescheidenen Jahreseinkommen begnügt, welches keine Reichthümer zu sammeln gestattete. —
— Im Jahre 1904 gab es in Deutschland 30 457 Aerzte. —
— Im Simplon-Tunnel sind noch 100 Meter Gestein zu durchschlagen. —